

UNIVERSITAS

ORIENTIEREN! WISSEN! HANDELN!

75. Jahrgang
August 2020
Nummer 890



Peter J. Brenner: Wird Kant noch
gebraucht? „Rassismus“ und das
ferne Echo der Vernunft

Siegfried Reusch: Die Sehnsucht
nach Gewissheit und die Macht des Zweifels

Wolf Scheller: Georg F. W. Hegel. Radikaler Demokrat und
Weltgeist. Eine Würdigung zum 250. Geburtstag

Rüdiger Vaas: Weisen der Wahrheit

Relativ und real: Drei Perspektiven auf die Welt

Franz Josef Wetz: Der Philosoph Hans Blumenberg
Radikaler Kritiker der Moderne

Hartmut Sommer: Der Geist und die Sehnsucht: Das Stift
und der Turm in Tübingen – Hegel, Schelling, Hölderlin

8

Philosophie

Immanuel Kant (1724–1804), einer der Begründer der modernen Philosophie und der bedeutendste Philosoph der deutschen Aufklärung, steht wieder einmal unter Rassismus-Verdacht und das nicht zum ersten Mal. Tatsächlich enthalten seine anthropologischen Schriften Bemerkungen und Urteile, die anstößig wirken können. Darüber kann man lange diskutieren. Aber es geht nicht darum, Kant gegen seine heutigen Kritiker zu verteidigen. Es geht vielmehr darum, ob er noch gebraucht wird, und ob wir es uns wirklich leisten können, auf die Gedanken eines Philosophen zu verzichten, der Problemstellungen und Denkwege eröffnet hat, hinter die auch die Gegenwartsgesellschaft nicht zurückfallen darf.

Wird Kant noch gebraucht?

„Rassismus“ und das ferne Echo der Vernunft

Peter J. Brenner

War Kant ein Rassist? Was ein öffentlich gesprochener Halbsatz alles anrichten kann: In einem kurzen Interview mit dem Deutschlandfunk vom 13. Juni 2020 sagte der Sklavereihistoriker Michael Zeuske, vormals Köln, jetzt Bonn, eben diesen Halbsatz: „... und dann muss man beispielsweise mal an Immanuel Kant rangehen, in seinen anthropologischen Schriften hat er ja den europäischen Rassismus mitbegründet“.

Mit ein paar Mausklicks konnte sich jeder davon überzeugen, dass Zeuske Recht zu haben scheint. Im Werk Kants finden sich Sätze, die man heute nicht mehr zu zitieren wagt. Selbst vor dem N-Wort schreckte er nicht zurück: In seinen gedruckten Texten findet sich 69-mal das Wort „Neger“. Wenn Kant

Univ.-Prof. Dr. **Peter J. Brenner**, geb. 1953, lehrte von 1991 bis 2009 Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität zu Köln. Von 2009 bis 2019 nahm er verschiedene Aufgaben an der Technischen Universität München wahr, zuletzt als Direktor des TUM.Archivs. Seine „Neue deutsche Literaturgeschichte“ liegt inzwischen in der 3. Auflage vor.

Immanuel Kant auf einem Gemälde von Gottlieb Doebler. Zweite Ausführung aus dem Jahr 1795. Das Original aus dem Jahr 1791 ist seit 1945 verschollen.

nicht im 18. Jahrhundert gelebt hätte, sondern ein deutscher Professor im Jahr 2020 wäre, würde er ein paar Probleme bekommen.

Die Rassismus-Vorwürfe gegen Kant sind nichts Neues. In der Fachwelt wird seit Jahrzehnten darüber diskutiert, und die Verteidiger Kants haben längst die Gegenrechnung aufgemacht. Sie haben gezeigt, dass der alte Kant zu den wenigen Philosophen seiner Zeit gehörte, die Sklaverei und Kolonialismus grundsätzlich und mit Gründen ablehnten. Aber es geht nicht darum, ob Kant gegenüber Rassismus- und sonstigen Vorwürfen – auch Sexismus käme in Frage – noch verteidigt werden muss. Das hat er sicher nicht nötig. Es geht vielmehr darum, ob Kant noch gebraucht wird, ob es sich die Gesellschaft des 21. Jahrhunderts wirklich leisten kann, einen der bedeutendsten Autoren der Philosophiegeschichte zu entsorgen.

Zum Verständnis der gegen Kant erhobenen Rassismus-Vorwürfe bedarf es freilich eines genaueren Blickes auf die Debatte, die Kant mit seinen Zeitgenossen über die „Menschenrassen“ geführt hatte. Daraus ließe sich für die Zeitgenossen des 21. Jahrhunderts viel lernen. Zunächst einmal dies, dass man über solche Themen mit Sachwissen und Argumenten diskutieren muss. Denn Kant argumentiert. Auch beim „Rassen“-Thema schaut er genau hin, er sammelt Fakten, er macht sich seine Gedanken in der Auseinandersetzung mit den Gedanken anderer und entwickelt einen Argumentationsgang, den er dann veröffentlicht und zur Diskussion stellt – in dieser Reihenfolge. Dass Kant in seinem 80-jährigen Leben mal dies und mal das gesagt hat und dass nicht alles aus heutiger Sicht zustimmungswürdig erscheint, versteht sich eigentlich von selbst. Das kann nur erstaunlich finden, wer sich daran gewöhnt hat, immer Recht zu haben und immer auf der richtigen Seite zu stehen.

Der Rassismus-Verdacht gegen Kant konnte auch deshalb glaubwürdig erscheinen, weil man dem Königsberger Philosophen jene Weltoffenheit nicht recht zutrauen mochte, welche die heutige Gegenwartsgesellschaft ihren Vordenkern abverlangt. Aber das Bild vom ostpreußischen Hinterwäldler, der Königsberg nie verlassen hatte und als einsamer Denker weltfremde Gedankengebäude mit manchmal seltsamen Schlussfolgerungen zusammengespinnen hat, ist nicht ganz richtig. Kants Königsberg war eine weltoffene

Stadt, eine bedeutende Handels- und Kaufmannsmetropole an der Ostsee. Die russische Besatzung um 1760 hatte der Stadt einen Kultivierungsschub gebracht, von der auch die Universität profitierte. Globale Eliten gab es damals noch nicht, aber Kant nahm bis in die 1780er Jahre hinein regen Anteil am kulturellen und geselligen Leben seiner Stadt, und durch die umfassende Lektüre von Reiseberichten und geographischen wie anthropologischen Schriften versuchte er sich ein Bild von dem zu machen, was in der Welt vor sich ging.

Der Streit um die Menschenrassen

Mit den menschlichen Rassen hatte Kant sich vom Beginn seiner akademischen Laufbahn an beschäftigt. Bereits seine ersten Vorlesungen über die „Physische Geographie“, die er ab 1756 ein Jahrzehnt lang gehalten hat und die kurz vor seinem Tod gedruckt wurden, behandelten das Thema recht ausführlich. Freilich blieben die Vorlesungen sehr konventionell, da sie, wie im 18. Jahrhundert üblich, den Lehrbüchern fremder Autoren folgten.

Kant kommt erst Jahrzehnte später wieder darauf zurück. 1775, 1785 und 1788 schrieb er drei Aufsätze über Rassentheorie“; auch sein Aufsatz über den „Mutmaßlichen Anfang des Menschengeschlechts“ und seine späte „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“ gehören zu diesem Themenfeld. Mit dem Rasse-Thema betrat Kant ein Diskussionsfeld, das gar nicht einmal so alt war. Ernsthaft diskutiert wurde über die Menschenrassen erst seit dem Ende des 17. Jahrhunderts, als der französische Forschungsreisende François Bernier den Vorschlag machte, die Menschheit in „Rassen“ einzuteilen, um Ordnung in das langsam unübersichtlich werdende Weltwissen zu bringen. Diese Debatten waren einerseits ausgelöst worden durch die Entdeckungsreisen und sie verdichteten sich andererseits nicht zufällig um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Denn sie standen im engsten Zusammenhang mit der politischen Debatte um die Abschaffung der Sklaverei, welche die Abolitionistenbewegungen in England, Schottland und Frankreich seit den 1760er Jahren initiiert hatten. Hier spielten rassentheoretische Argumente bald eine zentrale Rolle. Den Zeitgenossen war klar, dass die Lehre von den verschiedenen Ursprüngen der

Menschenrassen in erster Linie der Legitimation der Sklaverei dienen sollte. Dazu wurden sogar biblische Befunde umgebogen. Aus dem Bericht der Genesis ging eigentlich unzweifelhaft hervor, dass alle Menschen eines Ursprungs waren. Die Präadamiten hingegen sahen die Sache anders. Die Schwarzen, so erklärten sie, waren schon vor Adam und Eva geschaffen worden und standen deshalb nicht auf der gleichen Stufe der Heilsordnung wie der weiße Normalmensch. Das wirft ein Schlaglicht auf den Gedankensumpf, aus dem Kant sich herausarbeiten musste, um einen freien Blick auf die Problemlage zu bekommen.



Georg Forster auf einem um 1785 entstandenem Gemälde von Johann Heinrich Wilhelm Tischbein.

Der zweite seiner Aufsätze über Rassentheorie, „Bestimmung des Begriffs einer Menschenrace“, der 1785 in der „Berlinischen Monatsschrift“, dem Leitmedium der deutschen Aufklärung, erschien, löste einen Streit aus. Der Verlauf und die Hintergründe dieser Debatte sind heute sehr gut dokumentiert. Kant gerät in eine Kontroverse mit Georg Forster, dem Weltumsegler, späteren Jakobiner und Mitbegründer der vielgerühmten Mainzer Republik von 1793, der „ersten Demokratie auf deutschem Boden“. Hier ging es wieder um den Ursprung der Menschenrassen. In seinem Aufsatz „Noch etwas über die Menschenraßen“ von 1786 griff Forster, der inzwischen als Professor in Wilna ein Kollege Kants geworden war, diesen direkt an und entwickelte eine Gegenhypothese. Es ging vordergründig nur um die Frage, ob es vier Menschenrassen gebe – „Weiße, Neger, Mongolen, Inder“ –, wie Kant postulierte, oder nur zwei, „Neger und Weiße“, wie Forster annahm, während wiederum der füh-

rende und sehr einflussreiche deutsche Anthropologe der Zeit, der Göttinger Professor Johann Friedrich Blumenbach, von fünf Menschenrassen ausging, die aber alle einen Ursprungs seien.

Forster vertrat eher die „polygenetische“ Außenseiterposition: die Annahme, dass zwei verschiedene Ursprünge der Menschenrassen anzunehmen seien. Ob er allerdings wirklich selbst davon überzeugt war, muss dahingestellt bleiben. Er vertrat die These vielleicht nur, um dem in der Diskussion führenden Anthropologen Blumenbach entgegenzutreten, auf den er anspielt, ohne ihn zu nennen. Forster war seit 1785 mit Blumenbachs Nichte Therese Heyne, die unter dem Namen ihres späteren Mannes Huber selbst eine bedeutende Schriftstellerin der Zeit wurde, unglücklich verheiratet. Was genau dahinter steckt, weiß man nicht, aber dass auch in der Wissenschafts- und Philosophiegeschichte manchmal, und gar nicht so selten, das Allzumenschliche seinen Platz hat, weiß man.

Vernunft oder Augenschein – woher kommt das Wissen über den Menschen?

Rassisten nach heutigen Maßstäben waren jedenfalls beide, der Königsberger wie der Weltumsegler. Aber im Kern ging es in dieser Debatte um etwas ganz anderes, nämlich um erkenntnistheoretische Grundlagenfragen. Forster hatte Kant vorgeworfen, die sinnliche Wahrnehmung der spekulativen Vernunft unterzuordnen. Darauf antwortete Kant 1788 in einem Aufsatz mit dem sperrigen Titel „Ueber den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie“. Hier reißt Kant an, was zwei Jahre später in der „Kritik der Urteilskraft“ ausgeführt wird und was sich möglicherweise auch den Einwänden Forsters verdankt. Kant hatte eingesehen, dass seine am Welterklärungsmodell der neuzeitlichen Physik orientierte „Kritik der reinen Vernunft“ die Einheit der Welt in eine „unendliche Mannigfaltigkeit“ auflöst. Um die Einheit der Natur wieder zurückzugewinnen, führt er die „Zweckmäßigkeit“ als Erkenntnisprinzip für die organische Natur ein: Die Vielfalt der Phänomene muss so betrachtet werden, „als ob“ sie einen Zweck hätte. Das war ein erneuter Versuch, das in der Diskussion mit Forster sichtbar gewordene Problem zu lösen: Wie lässt sich ohne theologische oder idealistische Spekulation die Einheit der

Natur begründen, die sich dem Augenschein in einer unendlichen Vielfalt darbietet?

Kant suchte seinen, im Laufe seiner intellektuellen Biographie durchaus wechselhaften, Denk- und Erkenntnisweg in diesem steten Wechselspiel zwischen Vernunft und Augenschein. Aber die am Ende doch eminent politische Frage nach der Einheit des Menschengeschlechtes musste unbeantwortet bleiben, weil sie sich im Dunkel der Geschichte verlor

Auch Johann Gottfried Herder, der Schüler und spätere Kritiker Kants, war im weiteren Umfeld an dieser Diskussion beteiligt. Von etwas anderen, nämlich theologischen, Prämissen ausgehend, lehnte er den Begriff der „Menschenrasse“ grundsätzlich ab, beharrte aber auf der empirisch unabweisbaren Verschiedenheit der Völker oder „Nationen“, deren jede, wie es in einer berühmten Formulierung heißt, „den Mittelpunkt ihrer Glückseligkeit in sich selbst“ trage. Damit wird der universalistische Vernunftanspruch der Aufklärung grundsätzlich aufgegeben. Ganz vom Universalismus lassen mochte Herder allerdings nicht und ersetzte die „Vernunft“ durch die „Humanität“, zu der am Ende alle Völker doch gemeinsam kommen werden. Heute werden solche Auffassungen als rassistischer „Ethnopluralismus“ geächtet, obwohl angesehene bundesrepublikanische Kultureinrichtungen noch den Namen Herders tragen dürfen.

Das alles sollte man nicht gering achten. Denn das sind die Fundamente, auf denen der moralische Überlegenheitsgestus selbst derer noch ruht, die heute den „Rassisten“ Kant diskreditieren. Die „Menschenrassen“-Debatte der Spätaufklärung und des Idealismus hat offen gelegt, dass sich in dieser Frage vernünftige, empirische, moralische und politische Problemlagen unentwinnbar verschränken. Kant zu verabschieden, heißt auch das Diskussionsniveau zu verabschieden, auf das er, seine Zeitgenossen und seine Nachfolger die Frage nach der Einheit des Menschengeschlechtes und damit auch die Frage der Gültigkeit von Menschenrechten gehoben haben, Von Kant lernen heißt zunächst einmal: denken lernen. Kant hat der „Menschenrassen“-Debatte eine Komplexität gegeben, hinter welche die heutigen Kritiker weit, sehr weit zurückfallen. Das intellektuelle Niveau Kants erreichen sie sicher nicht, und

völlig fehlt ihnen jene intellektuelle Redlichkeit, die keine Behauptung ungeprüft und keine Möglichkeit unbeachtet ließ.

Die Einheit des Menschengeschlechts

Hinter den heute manchmal recht befremdlich anmutenden Diskussionen der Spätaufklärung verbirgt sich ein Fundamentalproblem der Aufklärung: die Frage nach der Einheit des Menschengeschlechts. Lösen ließ sich das Problem mit den Mitteln der Zeit schlecht. Man konnte sich auf die Erfahrung berufen oder auf die Vernunft oder auf die biblische Offenbarung. Kant lehnt es ausdrücklich ab, „eine Frage der physischen Naturforschung durch Urkunden der Religion“ zu beantworten. Aber mit der „physischen Naturforschung“ kam man auch nicht recht weiter. Denn zu widersprüchlich waren die Befunde der Anthropologen, und zu groß waren die Interpretationsspielräume, die sie eröffneten, als dass man auf empirischem Weg zu klaren Antworten kommen konnte. Zudem gab es noch keine Mendelsche Vererbungslehre und auch keine Darwinsche Evolutionstheorie, wie sie heute jedem Schulkind geläufig sind oder geläufig sein sollten. Deshalb müssen die Argumentationswege aller Beteiligten in heutigen Ohren manchmal recht sonderbar klingen.

Es ging in erster Linie um die Frage, woher die unterschiedlichen Hautfarben der Menschen kommen – verweisen sie auf verschiedene Ursprünge der Menschheit, wie die „Polygenetiker“, darunter zeitweise auch Forster, glaubten? Oder waren sie durch Milieu und Klima bedingt und anschließend vererbt, wie Kant meinte, der als „Monogenetiker“ an der Einheit des Menschengeschlechtes festhielt? Die Antworten auf diese Fragen waren keineswegs nur von akademischer Bedeutung. Denn daraus konnten wiederum Überlegungen zur Minder- oder Höherwertigkeit einzelner Rassen abgeleitet werden. Auch Kant hat darüber nachgedacht. Die in der Tat ziemlich abfälligen, aber doch nicht menschenverachtenden Äußerungen, die er über den zivilisatorischen Rückstand der Schwarzen in Afrika drucken ließ, sind ambivalent. Sie folgen einerseits dem Bild, das ihm aus seinen Quellen überliefert wurde. Aber ganz geheuer ist ihm dieser Befund selbst nicht, und am Ende hält Kant bei allen durch die Empirie genährten Zweifeln an dem uraufklärerischen Gedanken

fest, dass auch die Bewohner Afrikas grundsätzlich, wenn auch stark verzögert, am Fortschritt der Menschheit teilhaben werden.

Denn darum ging es am Ende: ohne theologische Schützenhilfe zu zeigen, dass der Mensch überall ein Mensch ist, gleichviel, wo er lebte oder welche Hautfarbe er hatte. Von dieser Prämisse zehrt jede Menschenrechtsdiskussion bis heute. Damit waren auch die geistigen Grundlagen für die Ächtung der Sklaverei geschaffen. Deren Abschaffung blieb aber ein Prozess, der bis weit ins 19. Jahrhundert hinein währte und der sich nur durch den massiven Einsatz militärischer Kräfte, insbesondere der britischen Flotte, durchsetzen ließ.

Das 19. Jahrhundert wurde die Hochzeit des Rassismus in Philosophie, Wissenschaft und Politik. Man wird aber auch zuvor kaum einen Autor finden, so bedeutend sein Rang in der Kulturgeschichte auch sein mag, dem man nicht nachweisen könnte, nach den Maßstäben der Heutigen ein „Rassist“ gewesen zu sein. Es ist reiner Zufall, dass nun ausgerechnet Kant das Opfer dieser Kampagne wurde. Es hätte fast jeden anderen aus der Phalanx der abendländischen Philosophie treffen können. Denn Rassisten waren sie, auf die eine oder andere Art, fast alle – beginnend übrigens bei Aristoteles, dem Urvater der abendländischen Philosophie, der gleich im ersten Buch seiner „Politik“ Menschen aufgrund äußerlicher Merkmale den Vollbesitz der Vernunft absprach und damit die Sklaverei begründete. Über Luther muss man gar nicht reden. Dessen Antisemitismus ist so manifest und bekannt, dass sich die Evangelische Kirche Deutschlands ihres Diskursbegründers bei den Feierlichkeiten zum 500. Jahrestag der Reformation 2017 am liebsten ganz entledigt hätte.

Auch Hegel, dessen 250. Geburtstag man 2020 feiern müsste, wäre ein guter Kandidat für „Rassismus“-Zuschreibungen gewesen, obwohl gerade er den nächsten Schritt nach Kant getan hat, um den Riss zwischen der vernunftgebotenen „Einheit des Menschengeschlechts“ und der den Sinnen sichtbaren Vielfalt der Menschen zu versöhnen. In den „Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte“ finden sich hinreichend einschlägige Äußerungen über die Bewohner der außereuropäischen Kontinente, die sich ohne weiteres skanda-

lisieren ließen. Sie entsprechen ungefähr dem Stand, den Kant 70 Jahre zuvor in seinen Vorlesungen über die „Physische Geographie“ repräsentierte. Aber 1830 findet Hegel in seiner „Enzyklopädie“ auf den Spuren Kants und Herders die geschichtsphilosophische Formel, mit der er das Problem lösen will: Es gibt verschiedene Menschenrassen, aber nur ein Menschengeschlecht; und aus der Verschiedenheit der Rassen lassen sich weder unterschiedliche Rechte noch eine Rangordnung ableiten. So weit war man knapp 50 Jahre vorher auch schon, aber Hegel fügt eine geschichtsphilosophische Leitidee ein, wie sie bei Kant und bei Herder nur andeutungsweise erkennbar ist. Hegels offenkundige Geringschätzung der zivilisatorischen Leistung anderer Völker steht unter dem Vorbehalt des „noch nicht“ – sie sind „noch nicht“, was sie im Gang der Weltgeschichte noch werden müssen, denn die „Weltgeschichte ist der Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit.“

Das Allgemeine und das Einzelne, die Vernunft und die Wirklichkeit

Kant behandelte die Frage nach den Menschenrassen in erster Linie als ein erkenntnistheoretisches Problem, kaum als moralisches und erst recht nicht als politisches. Das wird sie in der Folgezeit aber immer mehr. Denn zu Ende war die Problemgeschichte der „Menschenrassen“ auch nach Hegel noch lange nicht.

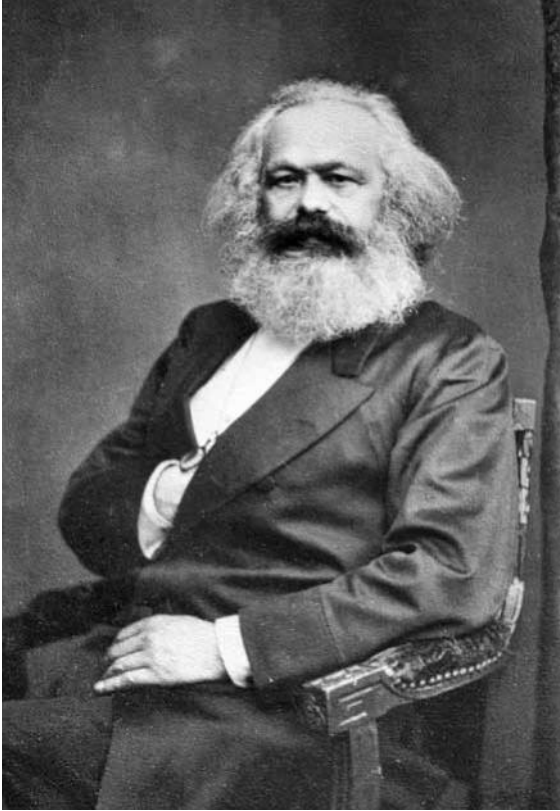
Im 20. Jahrhundert stellen sich die Probleme der Aufklärung neu und verschärfen. 1951, nach den Erfahrungen der rassistischen Massenmordorgien des „Dritten Reichs“, hat Theodor W. Adorno das Problem auf des Messers Schneide neu formuliert. In den „Minima Moralia“ erkennt er in dem Grundsatz, „alle Menschen, alle Rassen seien gleich“, eine gefährliche Prämisse: Als Wirklichkeitsbehauptung widerspricht sie dem Augenschein und ist mithin leicht widerlegbar; als Ideal formuliert, könnte sie leicht dazu führen – und hat auch dazu geführt –, dass alle Menschen umgebracht werden, die nicht gleich sind.

Nun muss umgekehrt die Vorstellung von der Verschiedenartigkeit der Menschen nicht geradewegs in den „Rassismus“ führen. Joseph de Maistre, einer der Urväter des konservativen Denkens, schrieb 1821 in seinen „Considéra-

tions sur la France“, dass er im Laufe seines Lebens Russen, Franzosen, Italiener, Spanier, Engländer getroffen habe, aber niemals einen „Menschen“. Das ist ja nicht falsch. „Der Mensch“ ist ein Abstraktum, eine gedankliche Leistung, die sich sehr weit von dem entfernt hat, was man mit den Sinnen wahrnehmen kann. Schließlich heißt es auch im Art. 3 des deutschen Grundgesetzes nicht: „Alle Menschen sind gleich“, sondern: „Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich“. Das alles hat weit hinter Kant zurückgehende Ursprünge, die sich zum guten Teil auch christlich-theologischen Traditionslinien verdanken, deren Problemgehalt aber erst in der Aufklärung entfaltet wurde. Es ist sicher eine größere zivilisatorische Leistung, die Menschen in ihrer Verschiedenartigkeit als gleichwertig zu betrachten und zu behandeln, als die offensichtlich falsche Behauptung aufzustellen, alle Menschen seien gleich.

Es ist das alte Dilemma, welches das neuzeitliche Denken antreibt und umtreibt: Das Dilemma von Allgemeinem und Einzelnen, von Vernunft und Wirklichkeit. Gelingen kann die Versöhnung dieser beiden Ansprüche nicht, weder theoretisch noch erst recht in der gesellschaftlichen Praxis. Heute schlägt das Pendel wieder in die andere Richtung aus. Die einheitsstiftende, universal geltende Vernunft wird zurückgedrängt. Mikroidentitäten aller Art drängen in den Vordergrund und erheben aufgrund ihrer ethnischen Herkunft oder ihrer sexuellen Orientierung, oft hoch aggressiv, moralische, politische und monetäre Ansprüche. Am Ende wird jeder einzelne zu einer moralisch-sozialen Monade geworden sein, die unbegrenzte und unerfüllbare Forderungen gegenüber dem Rest der Gesellschaft stellen kann.

Aber aus der Geschichte kann man noch etwas anderes lernen: dass nicht jeder, der den höchsten moralischen Kredit in der Philosophiegeschichte genießt, ihn auch verdient. Wenn das Thema „Kant als Rassist“ sich erschöpft haben wird und die empörungsbereite Öffentlichkeit ein neues Thema benötigt, könnte sie sich Karl Marx anschauen, dessen 200. Geburtstag 2018 gefeiert wurde. Marx war ein Rassist reinsten Wassers. Das weiß man seit langem. Die Briefwechsel und das Werk Marx' – der bekanntlich selbst jüdischer Herkunft war – sind durchzogen von antisemitischen Invektiven. Schon in der ersten der viel gerühmten „Thesen über Feuerbach“ ist von der „schmutzig-



Karl Marx auf einem um 1875 entstandenen Porträt des englischen Fotografen John Jabez Edwin Mayall.

jüdischen Erscheinungsform“ der Praxis die Rede, ohne dass das je Anstoß erregt hätte. So geht es weiter durch das Werk wie durch die Briefwechsel hindurch.

Einen traurigen Höhepunkt bildet sein Brief vom 30. Juli 1862 an Friedrich Engels. Nachdem der mondäne Ferdinand Lassalle, Kampfgenosse und politischer Konkurrent, Marx in London besucht hatte und der in prekären Verhältnissen lebenden Familie die erhoffte finanzielle Unterstützung nicht hatte zukommen lassen, ergeht sich Marx in enthemmten rassistischen, sowohl antisemitischen wie antinegriden Beschimpfungen gegen den Juden Lassalle: Von einer „niggerhaften Zudringlichkeit“ ist hier die Rede, von einer „Verbindung von Judentum und Ger-

manentum mit der negerhaften Grundsubstanz“ und dergleichen Invektiven mehr, die zu zitieren die Feder sich sträubt. Auch sonst lässt Marx im Briefverkehr alle Hemmungen fallen, wobei auch die eigene Familie nicht geschont wird. Seinen aus einer kreolischen Familie stammenden Schwiegersohn Paul Lafargue bezeichnet er als „Negrillo“ und „Abkömmling eines Gorillas“. Engels wollte dem nicht nachstehen und schrieb an Marx' mittlere Tochter Laura über deren Mann Lafargue, dass dieser „in seiner Eigenschaft als Nigger dem übrigen Tierreich um einen Grad näher steht.“ Marx wie Engels waren sich vollkommen des rassistischen Gehalts dieses Wortes bewusst und verwendeten es nur in der privaten Korrespondenz.

In der ersten Ausgabe des Briefwechsels von Marx und Engels, 1913 herausgegeben von August Bebel und Eduard Bernstein, wurden diese Invektiven stillschweigend weggelassen, um das Bild von Marx nicht zu trüben. Auch im Katalog der offiziellen rheinland-pfälzischen Landesausstellung in Trier von 2018 zu dessen 200. Geburtstag, mit Vorwort des Bundespräsidenten und der Ministerpräsidentin, beide SPD, wird mit keiner Silbe der in Fachkreisen gut bekannte massive Antisemitismus Marx' erwähnt. Man war sich wohl bewusst, dass derart unverhohlenen antisemitische und rassistische Ressentiments dem Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus nicht gut zu Gesicht stehen,

Heutige Leser mögen von solchen Ausfällen unangenehm berührt sein; aber sie sind mehr als bloß eine unbedachte Opfergabe für den Zeitgeist, Sie haben ihre eigene Logik in der Tektonik der marxischen Theoriebildung. Das erschließt sich bei der Lektüre von Marx' Aufsatz „Zur Judenfrage“ von 1844, die ein früher Schlüsseltext zu Marx' Geschichtsphilosophie ist. Beiläufig verbreitet er auch in dieser Schrift die seit eineinhalb Jahrtausenden gängigen antisemitischen Klischees vom „Schacher“, „Geld“ und „Eigennutz“ als Merkmalen des Judentums. In dieser Schrift greift er noch einmal Kants Frage nach dem Menschen auf und gibt ihr eine klassenkämpferische Wendung: Eine Emanzipation der Juden sei nur möglich als Emanzipation „des Menschen“ und die wiederum erfordere eine radikale Umgestaltung der Gesellschaft. So erklärt sich die seltsame Diskrepanz zwischen den rassistischen und antisemitischen Invektiven Marx' und den menscheitsbeglückenden Erlösungsversprechen seiner Geschichtsphilosophie. Wer den neuen Menschen verspricht, muss dem alten keine Wertschätzung mehr entgegen bringen, und wer sich den idealen Menschen ausdenkt, glaubt sich leicht im Recht, wenn er über die Menschen, so wie sie nun einmal sind, abfällig redet. Denn „die Menschen“ werden in ihrer alltäglichen Wirklichkeit dem ausgedachten Ideal „des Menschen“ nie gerecht.

Marx' Ruhm ist verblasst. Aber immer noch gibt es politische Strömungen, die sich auf ihn als den Begründer von Freiheit und Gerechtigkeit berufen. Als der halb vergessene Urahn aktueller emanzipatorischer Bewegungen entfaltet er

noch heute seine Wirkung, auch wenn sein Name nur noch selten genannt wird und andere Götter ihn ersetzen.

Abschied von Kant?

Nun könnte man abwarten, bis die Aufregung sich gelegt hat und die Diskussion über Kant in ein ruhigeres Fahrwasser gekommen ist. Aber der talibanisierten deutschen Kultur- und speziell der Wissenschaftswelt ist inzwischen alles zuzutrauen. Die aktuelle antirassistische Erregungswelle könnte langwierige Folgeschäden für das deutsche Geistes- und Universitätsleben nach sich ziehen, um das es ohnehin nicht gut bestellt ist. Dass besonders fortschrittliche Stadtverwaltungen die rund 640 nach Kant benannten Straßen, Wege und Alleen in Deutschland auf den Prüfstand stellen werden, wäre noch das geringste Problem. Weit gravierender ist die Befürchtung, dass auch im akademischen Lehrbetrieb Kant in Verruf geraten wird, dass Professoren nicht mehr wagen werden, seinen Namen in Vorlesungen ohne Triggerwarnung auszusprechen, dass Kant-Vorlesungen von studentischen Aktivistentrupps gesprengt werden und am Ende seine Werke aus dem Kanon der Weltphilosophie gestrichen werden. Sie könnten durch Werke von *Persons of Colour* abgelöst werden, die oft genug ihr eigenes Rassismus- und Antisemitismus-Bündel zu tragen haben.

Gut tun würde es den westeuropäischen Gesellschaften nicht, wenn sie die Traditionswurzeln des humanistischen und aufklärerischen Denkens abschneiden, auf denen sie ruhen. Denn die Kritik, die heute gern, zu Recht oder nicht, am europäischen Kolonialismus und seinen Folgeerscheinungen geübt wird, wäre undenkbar ohne die Vorarbeit eines Immanuel Kant, seiner Zeitgenossen wie Herder und seiner Nachfolger wie Hegel.

Aber die Geschichte kennt keine Dankbarkeit, das weiß man. Es kann gut sein, dass Kant an seinem 300. Geburtstag in vier Jahren vergessen sein wird. Aber leisten können wir uns das eigentlich nicht.

